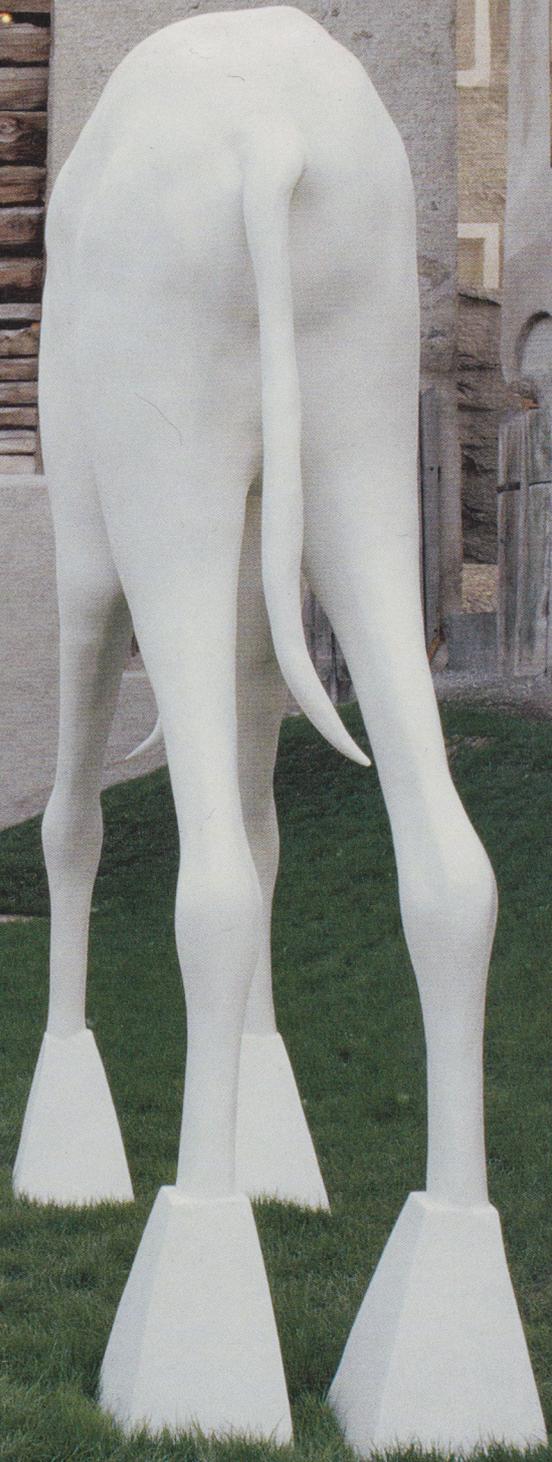


Dr



Das Engadin als Inspiration







Die Jahreszeiten geben ihm immer wieder eine neue Gestalt: der Julierpass im Frühling.

Der Julier – das Tor ins Engadin

Am Julierpass wurde bis 2012 ein vier Kilometer langer Strassenabschnitt neu gebaut mit der Idee, die landschaftlich prägenden Elemente zu erhalten. Die verantwortliche Agronomin Nina von Albertini und der Künstler und Fotograf Hans Danuser schildern im gemeinsamen Gespräch das aussergewöhnliche Projekt, das paradigmatisch für das neue Selbstverständnis des Engadins steht.

HANS DANUSER im Gespräch mit NINA VON ALBERTINI

Nina, der Julierpass ist das Tor zum Engadin vom Norden her. Von Norden sind noch der Flüelapass und der Albulapass von Bedeutung und die Eisenbahntunnel Albula und Vereina. Was bedeutet dir der Julier?

Der Julierpass löst in mir ein starkes Gefühl aus, wenn ich von oben auf die Oberengadiner Seenplatte blicke und auf die Berge im Süden des Engadins. Dieser Blick ist fantastisch. Meine Familie Albertini stammt aus La Punt. Ich fühle mich als Engadinerin, obwohl ich an verschiedenen Orten aufgewachsen bin. Ich habe den kulturellen Bezug eher zu den Dörfern im Unterengadin, im Oberengadin habe ich einen stärkeren Bezug zur Landschaft als zur Kultur der Dörfer, weil sich die Dörfer dort stark gewandelt haben. Der Julier steht auch für Geschichte. Wir haben am Julierpass den Römerweg, die alte Kommerzialstrasse von 1830, die Strasse des 20. Jahrhunderts und nun den nochmals erneuerten Teil auf der nördlichen Seite. Der Julier ist heute die befahrenste Transitachse ins Engadin und zudem der Weg nach Süden hinunter über den Maloja ins Bergell oder über den Bernina ins Puschlav.

Der Maloja war lange als Pass von Süden her fast unüberwindbar. Wenn man jedoch vom Engadin her kommt, nimmt man ihn fast nicht wahr, es ist eher ein Abbruch hinunter ins Bergell, wie ein freier Fall in den Süden. Wie ist dieser Bruch entstanden?

Der Fluss Maira, welcher damals das Gebirge bei Chiavenna nach Süden entwässerte, liegt auf viel tieferem Niveau als das Inntal und

hat sich im Verlauf von Jahrtausenden rückwärts in Richtung Inntal eingefressen. Dabei hat er den ehemaligen Inn sukzessive angezapft und die Zuflüsse aus den Seitentälern (Maroz-, Albigna-, Orlegnatal), welche ursprünglich den Inn Richtung Osten entwässerten, zu seinen Gunsten Richtung Westen umgelenkt.

Als ich noch Kind war, haben wir an Familienausflügen immer einen Halt gemacht. Unser Vater zeigte uns die Gletscherschliffe. An dieser Stelle zeigt sich noch heute der nackte Fels. Fängt dort das Engadin an, oder hört es auf? Das Inntal, das Engadintal, reichte vor zwanzig Millionen Jahren bis ins Gebirge bei Chiavenna. Der Fluss Inn nahm dort seinen Ursprung, und das Wasser fliesst ab Maloja entlang des Inntals ab. Der Flusslauf mäandriert auf der gesamten Talbreite.

Oberhalb vom Maloja ist der in Vergessenheit geratene Septimerpass, der auch eine Wasserscheide ist. Es ist der historische direkte Alpenübergang von Casaccia bis Bivio, wo auch die letzte Julier-Etappe beginnt, unter Umgehung von Maloja und Julier. Der Septimer bildet so etwas wie eine Diagonale in der Passübergangslandschaft. Ich habe in Erinnerung, dass es der Gotthardbahntunnelbau und in der Folge das Ende der Saumwege war, die diesen Übergang endgültig aufgehoben haben.

Vor zweihundert Jahren sah die Gegend ganz anders aus. Die damaligen Wegnetze zeigen, wer Beziehungen zu wem hatte. Man ging zu Fuss oder mit Saumpferden. Man nahm immer den kürzesten Weg,

denn die Reise war lang und beschwerlich. Von Bivio über den Septimerpass und steil hinunter nach Casaccia, das war sehr anstrengend, aber kürzer. Man konnte etwas weniger anstrengend über den Julier und den Maloja ins Bergell reisen, Zwischenhalte machen, Leute besuchen. Aber wenn jemand an Geschäft und Zeit dachte, dann wählte er den direkten Weg über den Septimer. Heute weiss man, dass die Eroberung der Römer über den Septimer geschah.

Augusto Giacometti hat ein Büchlein geschrieben über seine Jugendjahre und Anfänge als Künstler, und darin schildert er die Wanderung von seinem Heimatdorf im Bergell über den Septimer nach Chur. Die älteren Schüler sind damals zu Fuss an die Kantonsschule nach Chur gewandert. Der Albula war natürlich ein weiterer wichtiger Pass, der Bürgerort unserer Familie von Albertini war La Punt. Die hatten sich eine starke Vorherrschaft aufgebaut in diesem Dorf, vom Veltlin über La Punt hinauf Richtung Norden. Eine Zeit lang kontrollierte sie den Albulapass. Für mich ist er auch heute immer noch der schönste Pass. Ich hoffe, dass er nicht zu stark ausgebaut wird, denn es geschehen jetzt hier und dort kleine Flickereien.

Teil des Alpenraumes

Der Julier ist eingebettet in das Gebirge, in den Alpenraum. Kann man sagen, dass die Alpwirtschaft die Alpen ebenso geprägt hat wie der Verkehr?

Sicher, denn die jährliche Nutzung durch die Alpwirtschaft, die Beweidung des ganzen Passgebietes im Sommer, hat die Entwicklung der typischen alpinen Borstgrasrasen erlaubt, welche landschaftsprägend sind. In den Alpen war das gesamte Territorium unter Gemeinden und Genossenschaften aufgeteilt, die Alpwirtschaft genau geregelt und der Besitz markiert. Die Landschaft des Julierpasses ist eine Kulturlandschaft. In den tieferen Lagen sind die intensiv genutzten, saftigen Fettweiden auf mächtigen, entwickelten Böden. Weiter oben wird es karger, dann haben wir die magereren Borstgrasweiden, einen Lebensraum mit einer hohen Artenvielfalt und vielen geschützten Pflanzen. Diese für uns positive Wahrnehmung der schönen Alpenlandschaft mit ihrer Vegetation und den Lebensräumen ist möglich dank der jahrhundertelangen Alpwirtschaft.

Es ist keine unberührte Landschaft, sondern ein seit Jahrtausenden genutzt und von Menschen gestalteter Kulturraum.

Ja, eine Kulturlandschaft, welche in grossem Masse noch reine Natur ist, aber bis weit hinauf geprägt von der Aktivität der Menschen und Tiere. Allerdings gibt es weniger Tiere im Alpenraum, die Alpen werden weniger bestossen, und deshalb geht auch diese Prägung der Kulturlandschaft zurück.

Hat das Auswirkungen auf die Artenvielfalt?

Heute ist eine grössere Artenvielfalt vorhanden, als wenn die Weiden verkrauten und verbuschen. Eine Borstgraswiese, Moorgebiete und Quellfluren sind Lebensraum für eine grosse Zahl verschiedener Arten, vor allem Insekten und Flora. Bei stärkerer Beschattung kommen weniger Arten vor. Ich nehme die Landschaft und die Verände-

rungen immer wahr, da ich einen tiefen Bezug zu ihr habe. Ich freue mich manchmal und denke, alles kann wieder verwildern.

Wenn ich die Veränderungen durch Erdverschiebungen und Tiefbauten am Julier über die letzten zweihundert Jahre betrachte, so war der Bau des Marmorera-Stausees sicher der ganz grosse Angriff auf die gewachsene Landschaft. Hat die Energienutzung mehr verändert als die Strasse?

Die Energienutzung hat grosse Veränderungen gebracht. Eine Strasse aber bringt steten Durchgangsverkehr, steten Lärm. Strassen steuern unseren Blick. Wir sind gewohnt, ein Tal von der Strasse aus zu sehen. Wir kennen das Tal und die Dörfer vom Auto aus. Wenige Menschen gehen zu Fuss auf einem Höhenweg. Deshalb limitiert uns die Strasse auch im Blick und im Erkennen einer Landschaft. Somit hat eine Strasse auf unser Leben und unsere Wahrnehmung einen starken Einfluss.

Das führt uns zum Strassenbauprojekt am Julier, das du wesentlich mitprägen konntest.

Der Julier war ein bestehendes, bewilligtes Strassenbauprojekt zur Erneuerung und Sanierung der Strasse, damit der Verkehr flüssiger wird, damit die Kurven nicht mehr so steil sind und in einem grösseren Radius ausgebildet werden konnten. Lawinenschutz war wichtig, das Hauptargument aber der Ausbau und die Gewährleistung des ganzjährigen Zugangs zum Oberengadin für den Personen- und Warenverkehr. Der Julier sollte eine gut unterhaltbare, nach dem neuesten Stand der Technik vom Tiefbauamt Graubünden projektierte Strasse werden. Ich kam spät dazu, eineinhalb Jahre vor Baubeginn. Es wurde ein Umweltverträglichkeitsbericht verfasst, damit das Projekt bewilligt werden konnte, und ich konnte zusätzliche Bodenuntersuchungen durchführen.

Die Basis deiner Arbeit bildet das abgeschlossene Studium zur dipl. Agraringenieurin der ETH Zürich.

Dieses Wissen war wesentlich, aber meine erweiterte Basis war meine Arbeit am Institut für terrestrische Ökologie der ETH, ich war da sechs Jahre tätig im Bereich Bodenphysik, mit einem Bein im Bodenschutz und der Bodenbiologie. Dort habe ich sehr viel gelernt über den Boden, und die bauseitige Zusatzausbildung erlaubt mir als anerkannte, bodenkundliche Baubegleiterin, solche Grossprojekte ausserhalb der Bauzonen in umweltrelevanten Gebieten zu begleiten. Aber ich muss zugeben, als ich das Projekt anschaute, dachte ich, hier könne ich nichts mehr verbessern, alles sei festgelegt. Vieles im Strassenbau basiert auf Normen, Richtlinien. Das sind technische Vorgaben, die eingehalten werden müssen, und zudem sind die finanziellen Vorgaben sehr strikt. Und ich befürchtete, wenn ich da mitmache, helfe ich, den Julierpass zu verschandeln.

Was war die Motivation, es trotzdem zu tun?

Ich wollte das Projekt auf einen guten Weg bringen und die negativen Auswirkungen minimieren. Ich wollte zudem versuchen, dieser Landschaft, diesen Lebensräumen einfach das Beste zurückzugeben von dem, was man in Anspruch nimmt für das Projekt.



Hans Danuser hält in seinen Fotografien nicht nur die Interventionen fest, die Nina von Albertini am Julierpass in die Landschaft gesetzt hat, sondern genauso «das Spektakel der verflochtenen Naturkräfte, die zerstörerisch und schöpferisch zugleich alles dauernd in Bewegung halten», wie Jacqueline Burckhardt über das gemeinsame Projekt der Agronomin und des Fotografen schreibt.

Begrünung Mot - Sur Gonda 2008-2013

Schlussbericht Umwelt- und Bodenkundliche Baubegleitung, Beilage B

Projekt: Julierstrasse, Strassenkorrektur Mot - Sur Gonda
 Auftraggeber: Tiefbauamt Graubünden
 Datum: 10.02.2014, LR

ewp Umwelttechnik / Wasser / Landschaft
NINA VON ALBERTINI
3. ST. STADTBAU / STADT- UND UMWELT
UMWELT / BODEN / BAU

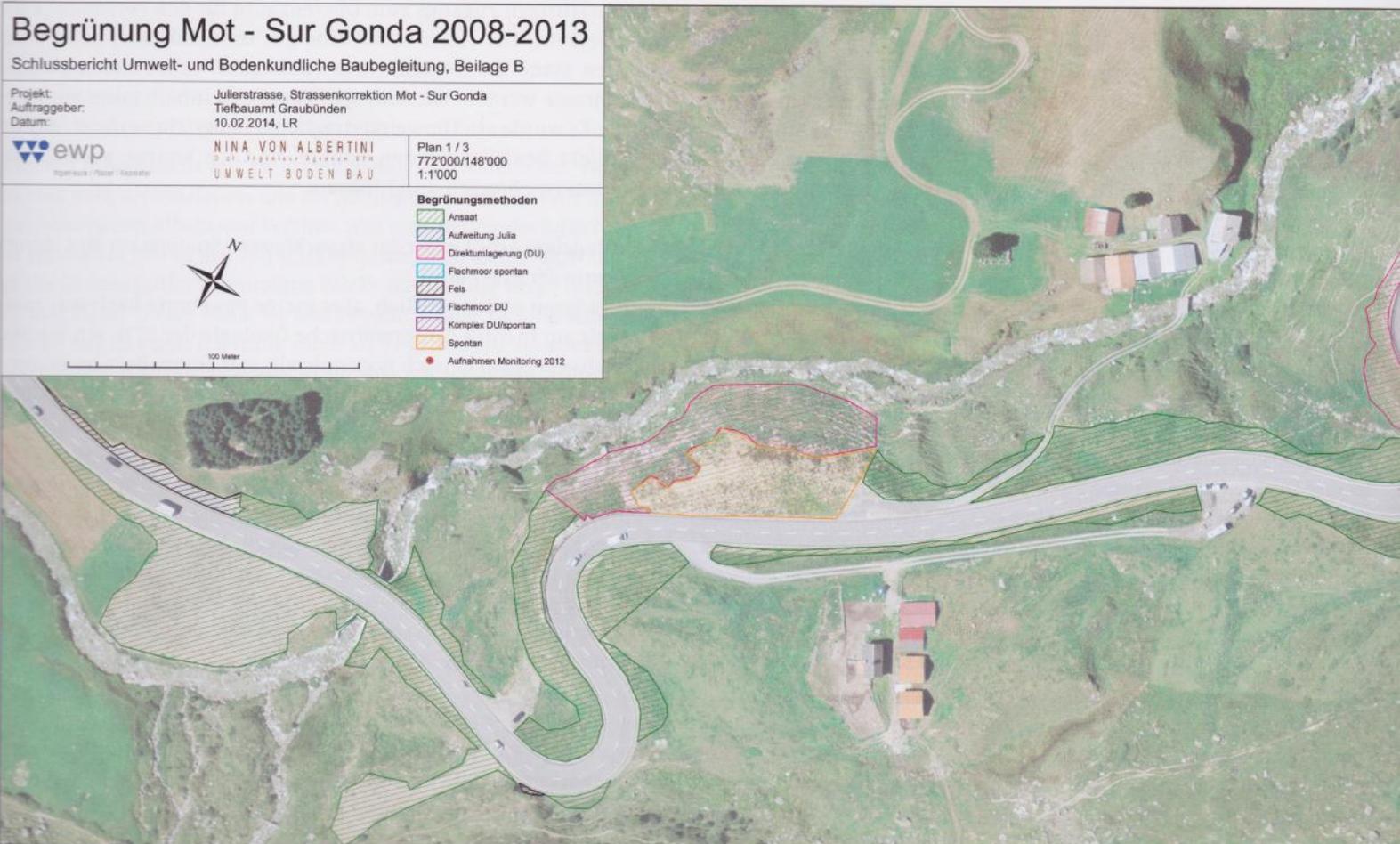
Plan 1 / 3
 772'000/148'000
 1:11'000

Begrünungsmethoden

-  Ansaat
-  Aufweitung Julia
-  Direktumlagerung (DU)
-  Flachmoor spontan
-  Fels
-  Flachmoor DU
-  Komplex DU/spontan
-  Spontan
-  Aufnahmen Monitoring 2012



100 Meter





Ein langes Stück aus einem Guss

Du hast versucht, das in den letzten fünfzig Jahren gefundene Gleichgewicht nicht zu zerstören.

Die Julierstrasse wurde immer wieder unterhalten, kleine Stücke wurden begradigt, verbreitert. Die Strasse war somit nicht aus einem Guss, weil jeder aus seiner Zeit heraus, Siebziger- oder Neunzigerjahre, agierte, ein Flickwerk. Jetzt war die Gelegenheit da, ein vier Kilometer langes Stück aus einem Guss zu erstellen.

Über welches Teilstück sprechen wir?

Es beginnt unten beim höchstgelegenen, ganzjährig betriebenen Landwirtschaftsbetrieb, bei Mot, dann geht es hinauf über die Bögia-Kehren, oberhalb des Maiensässweilers Bögia, dann geht es über eine schöne, sanfte Ebene mit vielen kleineren Flachmooren, wo die Julia entlang der Strasse verlief, hinauf zu den Eva-Cheda-Kurven, bis zur Alp Sur Gonda.

Aus dem Gelände selbst entwickeln

Die Arbeiten sind fast abgeschlossen, man kann deine landschaftlichen Massnahmen beobachten.

Die Fachleute konnten bis anhin ihr technisches Projekt direkt umsetzen, so wie es in den Plänen stand, ohne sich Gedanken über andere Problematiken zu machen. Das hat sich in den letzten fünfzehn Jahren verändert. Die Herausforderung ist heute, so wenig Schaden wie möglich anzurichten. Zudem verpflichtet die Gesetzgebung, ökologische Ersatzmassnahmen zu leisten. Ich konnte das Projekt mit neuen Methoden beeinflussen.

Welche neuen Methoden wurden entwickelt?

Ich wollte versuchen, die Landschaftselemente zu erhalten. Und wir erreichten das, indem wir den Boden mit der Vegetation direkt umpflanzten, damit die Schollen wieder verwurzeln und weiterwachsen. Es ist wichtig, landschaftlich prägende Elemente zu erhalten.

Ein gewachsener Boden hat verschiedene Schichten. Muss man jede Schicht einzeln umlagern?

Die Bodenbildung wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst, von Muttergestein, Klima, Relief und durch die Zeit. Die Mächtigkeit der Bodenauflage kann variieren, von einer ganz dünnen Haut über einem Felsen bis zu einer Riesentasche mit bis zu zwei Metern Tiefe. Für einen Baggerführer ist diese Feinarbeit in einer solchen Gegend schwierig.

Es war ein Entwicklungsprozess.

Normalerweise muss ein Baggerführer die Erde abschälen, auf einen Lastwagen kippen, und nach Bauende legt man die Erde wieder an, die Flächen werden angesät. Das ergibt ein künstliches Gebilde. Wir gingen anders vor. Der Baggerführer nahm den Boden mit seiner Vegetation von oberhalb in die Schaufel, drehte sich um und legte den Boden auf die neue Schüttung ab. Das bedeutet, dass der neu abgelegte Boden wieder genau gleich gerichtet ist, das Gras und einmal eine Alpenrose mit einem Block oder einem Stein drin einfach etwa zehn Meter weiter unten. Der Lebensraum kann direkt weiterwachsen. Die Arten bleiben erhalten. Sogar die Murmeltiere graben erneut ihre Gänge in fertig erstellte Bereiche.

Wie eine Organtransplantation

Ein anderer sensibler Bereich sind die Flachmoore.

Ich konnte ein Projekt ausarbeiten, wie wir diese Flächen an einem anderen Ort anlegen können. Vonseiten der Behörden wurde mir gesagt, es sei kaum machbar. Ich habe insistiert und das Vorgehen als Experiment bezeichnet. Wir haben eine Fläche mit Lehm von einem Strassenbauprojekt unterhalb von Bivio abdichtet und die

gesamten Flachmoorsoden Schaufel für Schaufel eingebaut. Diese Soden wurden wie ein Puzzle wieder zusammengesetzt.

Weiter oben wurde an einem riesigen Wall gebaut.

Ein Lawinenschutzdamm. Der landschaftlich wirklich grosse Eingriff war die Absenkung des Eva-Cheda-Bereiches zur Erstellung eines Lawinenauffangbeckens. Hier wurden vom Berg 230 000 Kubikmeter Volumen abgebaut.

An dieser Stelle wurde das Material für den Strassenbau gewonnen.

Das ist ökologisch richtig, denn die Strasse wurde mit dem Material vor Ort errichtet.

Wie bist du an den Lawinenhängen vorgegangen?

Das Gelände ist roh, weil es immer wieder gestört wird durch Lawinen. Deshalb versuchte ich, hier eine rohe Landschaft zu gestalten. Ich wollte diese Dynamik des Berges mit den Geröllzügen und kleineren grünen Gebieten dazwischen zeigen. Da habe ich mit dem Maschinisten wie mit einem Maler zusammengearbeitet. Ich habe ihm erklärt: «*Fai come ha fatto il buon Dio.*» «*Mache es so, wie der gute Gott es gemacht hat.*» Nimm das, was du oben siehst, auf, und ziehe es hinunter, wie wenn das Geröll weiter hinunter gekommen wäre.

An diesem Ort kann der Berg sich selbst gestalten.

Da wir das Gelände nicht perfekt wiederherstellen konnten, gaben wir nur das Grobrelief vor. Nach dem ersten Winter war bereits Feinmaterial vom Berg heruntergewaschen worden. So konnte man den Beginn neuer Wasserläufe erkennen, welche Feinmaterial in diese Ebenen verfrachten. Sofort etablierten sich dort feuchte Zeigerpflanzen. Damit sich auch seltenere autochthone Arten neben den Pionierarten ausbreiten können, setzten wir aus nahe gelegenen Flachmooren Pflanzen ein.

Erosion – Verwandlung und Entstehung

Eine Landschaft verändert sich permanent durch Wind, Wasser, Temperaturen, Gefrieren und Auftauen, Feuchtigkeit und Trockenheit.

Wenn ich die Landschaft betrachte, dann sehe ich sie immer im Begriff der Verwandlung und Entstehung. Jedes Tal wurde durch Gletscher, Wasser und Erosion geschaffen. Oben in den Felsbereichen geschieht die grobe Erosion, Verwitterung, der Fels wird durch Temperaturextreme gesprengt und bricht ab.

Du schenkst dem Mikrobereich ebenso viel Aufmerksamkeit wie dem grossen Fluss.

Das war mir wichtig, dass man den grossen Fluss, die Bewegungen der Landschaft respektiert und aufnimmt und die neu zu erstellen Gebiete entsprechend einpasst. Das war die Haltung des gesamten Teams. *Deve essere anche un piacere, no?*

Hans Danuser, 1953 in Chur geboren, gehört zu den Wegbereitern der zeitgenössischen Fotografie in der Schweiz. Neben Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland nahm er unter anderem an den Biennalen von Venedig und von Lyon teil und realisierte mehrere grenzüberschreitende Projekte zwischen Kunst und den Wissenschaften und zwischen Kunst und Architektur. Er arbeitet vorwiegend in Zürich und New York.

Nina von Albertini, 1957 in Zürich geboren, lebt in Dusch/Paspels. Sie leitet ein Büro für Umwelt- und bodenkundliche Baubegleitung in den Arbeitsfeldern Kraftwerkbau, Strassenbau, Bahnbau, Tunnelbau, Deponiewesen, Geländegestaltungen, Rekultivierungen, Leitungsbau sowie Anlagebauten in Skigebieten, Golfplatzanlagen, Hochwasserschutz.

In der Bergwelt

Text JACQUELINE BURCKHARDT

Längst hegte ich den Wunsch, Nina von Albertini und Hans Danuser einander bekannt zu machen in der Hoffnung, es entstünde daraus eine gemeinsame Arbeit. Das geschieht jetzt erstmals in dieser *Du*-Nummer. Beide gehören sie zu jenen weltläufigen Bündnern, für die ich eine besondere Schwäche empfinde. Ihr Dialekt ist Musik in unseren Ohren. Bei beiden ist die Weltläufigkeit gepaart mit ihrer engen Verwurzelung in Graubünden; bei Nina von Albertini im Engadin, woher ihre Familie stammt, und im Domleschg, wo sie heute wohnt, bei Danuser in Chur, wo er geboren wurde, und im Bergell, wo er in Castasegna in der Villa Garbald das Werk des Fotografen Andrea Garbald entdeckte und folgenreich wieder ins Bewusstsein führte, dass die Villa ein Werk Gottfried Sempers ist.

Beide entwickeln Arbeiten aus profunden naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Beobachtungen. Beiden ist das Interesse an der Bodenphysik gemeinsam. Beispielsweise hat Hans Danuser in Fotografien und installativen Arbeiten vielfach das Thema der Erosion aufgegriffen. So in seinen Schwarz-Weiss-Fotoserien, vor denen man zweifelt, ob sie Satellitenbilder einer Urlandschaft im Dämmerlicht sind oder doch eher Nahaufnahmen von Schlickformationen – was sie letztlich sind. Die Bilder erzählen von den feinen Texturvarianten und Aggregatzuständen und den dauernd fortwirkenden Naturkräften, die die Materie zersetzen und verformen. Die Schwarz-Weiss-Aufnahmen sind auf hochwertigem Barytpapier vergrössert, auf dem sich wie auf keinem anderen Fotopapier die Abstufungen der hellen bis tiefdunklen Grautöne und die Haptik des metallischen Anthrazits einfangen lassen.

Die Erosionsbilder folgten einer Kunst-am-Bau-Arbeit Danusers im Domleschg, einer weitläufigen, mit Schieferplatten belegten Platzgestaltung der Psychiatrischen Klinik Beverin. Der Schiefer ist ein Hauptgestein Graubündens, und auch die Klinik ist auf Schieferbänken aufgebaut. Aber bezeichnend für den Künstler, hat Danuser den Platz bühnenartig um eine Stufe erhöht. Damit hebt er die Illusion auf, man stünde auf dem gewachsenen Boden. Es geht in seiner Kunst nie um Illusion, sondern zielgerade erforscht er das Wesen der realen Dinge.

Die Oberfläche der Schieferplatten ist ungeschliffen, denn das Gestein wurde in der Horizontalen nicht geschnitten, sondern in seine Sedimentschichten gespalten. Die kleinen Minitopografien der Platten mit ihren unregelmässigen Erhebungen und Vertiefungen, in denen sich das Regenwasser zu Lachen staut, erscheinen im Licht und Feuchtigkeitswandel in immer anderer Gestalt. Wenn in der Fotoserie *Erosion* die Bewegungen des Schlicks im Bild gefangen sind, so ist im Schiefer auf dem Platz der Schlamm erstarrt, und die Natur hat ihn unter hohem Druck gepresst. Unter freiem Himmel setzt er sich erneut der Erosion und der endlosen und langsamen Metamorphose aus. Regnet es, spiegelt er verschwommen die Umgebung mit allem, was sich darin abspielt.

Einen Katzensprung von der Klinik Beverin entfernt liegt Dusch. Dort wohnt Nina von Albertini in ihrem herrschaftlichen Familiensitz mit Landwirtschaftsbetrieb. Ursprünglich bildete sie sich in Florenz und in den USA zur Schmuckdesignerin aus und wurde durch ihre Silberformen, die sich skulptural und grossflächig dem Körper anschmiegen, international bekannt. Trotz ihres Erfolgs in den Achtzigerjahren wandte sie sich bald von der Mode- und Design-

welt ab und ging zum Studium an die ETH in Zürich. Als diplomierte Agronomieingenieurin leitet sie heute ihr Büro für Umweltberatung und bodenkundliche Baubegleitung.

Nina von Albertinis bisheriges Opus magnum bilden die Interventionen in der Landschaft des Julierpasses, die sie während der Sanierungen und Erweiterungen der Passstrasse durch das Bündner Tiefbauamt als Umweltfachfrau vornahm. Es gelang ihr, die spezifischen landschaftlichen Bedingungen und Charakteristika mit den Erfordernissen einer vorteilhafteren verkehrstechnischen Nutzung zu vereinen. Dazu verwarf sie die plumpen Standardisierungsvorgaben des Strassenbaus, um im Einvernehmen mit dem Tiefbauamt sensible und sorgfältig individuell abgestimmte Eingriffe in die Landschaft vorzunehmen. Sie arbeitete mit dem gestalterischen Geschick der Silberschmiedin, das sie auch als Agronomin nie verloren hat. So wie sie ihren Schmuck der Anatomie und dem Charakter der Trägerinnen angepasst hat, nimmt sie auch hier engen Bezug auf die gegebenen Formationen der Natur. Sie lehrte die Baggerführer die Landschaft lesen und aus dem Verständnis heraus die Strassenböschungen formen sowie lokal vorkommende Vegetation darauf transplantieren. Sie liess die Wasserverläufe so natürlich wie möglich leiten, damit sich weiterhin kleine Moore bilden können. Kühn verfolgte sie den Anspruch, die Landschaft um die Passstrasse so zu gestalten, dass nichts von ihrem Reichtum verloren ging. Die Interventionen sollten dabei unmerklich bleiben.

Der Julierpass steht in dieser *Du*-Nummer im Fokus des Gesprächs zwischen Nina von Albertini und Hans Danuser. Leidenschaftlich und professionell reden die beiden über diese Landschaft und die Kultur, die sich während der Jahrtausende in ihr eingenistet hat. Hans Danuser war in den letzten Monaten mehrmals mit der Kamera auf dem Pass unterwegs, um mit Nina von Albertinis Interventionen im Blick Aufnahmen zu machen. Aus der Fülle der Bilder traf er eine Auswahl für diese *Du*-Nummer. Seine Fotografien sind keine Dokumentationsaufnahmen der Eingriffe der Agronomin. Vielmehr widerspiegeln sie die spezifischen Landschaftsphänomene, die ihn als Künstler fesseln. Dennoch zeigen sie deutlich auf, dass sich die Interessen der beiden kreuzen. Danuser beobachtet die Erosionen in den steilen Hängen, die Rinnsale, die sich ihre Wege bahnen und den Sand in kleine Moore transportieren, in denen sich wiederum Schlamm bildet. Weit entfernt vom stillen, erhabenen Landschaftsbild der Romantik, sprechen seine Fotografien vom Spektakel der verflochtenen Naturkräfte, die zerstörerisch und schöpferisch zugleich alles dauernd in Bewegung halten.

Die Intervention auf dem Julierpass aus der Sicht des Künstlers dargeboten zu erhalten, entspricht heute ganz und gar einer Lust, der grassierenden Bewusstseins- und Kulturlosigkeit in unseren Berggebieten entgegenzuwirken. Ein weiterer Bündner, der Architekt Gion A. Caminada, hat seine Kritik am 21. Februar im Zürcher *Tages-Anzeiger* in einem hervorragenden Interview geäussert. Er sagt darin: «Tradition ist mehr als die Reflexion auf das Vergangene. Für mich bedeutet sie Konzentration auf das Gegenüber, auf das, was sich bewährt.» Das ist eine Forderung nach Auseinandersetzung, nach dem Wissen über einen Ort, an dem man sich befindet. In der globalisierten Welt sucht eine Unmenge Leute auf ihren Reisen das standardisierte Vertraute und nimmt sich kaum Zeit, das Spezifische eines Orts, das nicht blank und offensichtlich allen ins Auge fällt, zu erkennen, geschweige denn zu ergründen. Aus dieser dürftigen Haltung entsteht viel kulturell Unbedeutendes bis Verheerendes. Mit Nina von Albertini, Hans Danuser wie auch Gion A. Caminada sind hier Vertreter jener aufgeklärten Kosmopoliten vorgestellt, die dem abstumpfenden Globalisierungsprozess die Stirn bieten.

Jacqueline Burckhardt, 1947 in Basel geboren, ist die Doyenne der Schweizer Kunsthistorik und Kunstkritik. Sie ist Mitherausgeberin und Redaktorin der Kunstzeitschrift *Parkett*.